

Lorenz Wachinger

In Beziehung leben

Beginn – Gestaltung – Ende

Der Titel dieses Beitrages war Thema eines Symposiums, das vom Österreichischen Pastoralinstitut zur Vorbereitung auf die Österreichische Pastoraltagung 1988 (28. bis 30. Dezember in Wien unter dem Titel „Beziehung leben – in Ehe und Familie“) durchgeführt wurde und bei dem Wachinger das Impulsreferat hielt. Im folgenden Beitrag sind wichtige Anliegen des Symposiums aufgenommen, so die Vielfalt von Beziehungen, in denen wir leben. Den Mittelpunkt bietet aber die Tobias-Geschichte und ihre tiefenpsychologische Interpretation. Hier werden die Probleme um Beginn und Gestaltung von Beziehungen exemplarisch vorgeführt. Das Ende von Beziehungen kann wieder sehr verschieden sein. Dabei ragen die verschiedenen möglichen Enden immer schon in die bestehende Beziehung hinein und mahnen zur Wachheit und zur Sorge um die Beziehung.

red

Wie reden wir von Beziehungen?

„In Beziehung leben“ – der Titel umfaßt viel mehr, als nur die Liebes- oder Ehebeziehungen zwischen Frau und Mann: auch die Eltern-Kind-Beziehung oder die zwischen Großeltern und Enkeln oder von Geschwistern; Freundschaften verschiedenster Nähe und Dichte, zwischen Kindern, zwischen Aufwachsenden, zwischen Frauen und Frauen, Männern und Männern; Beziehungen Verwitweter und Geschiedener; Beziehungen zwischen Älteren und Jüngeren, mehr getönt wie ein Schüler-Lehrer-Verhältnis oder mehr wie ein erotisches, in vielen Graden und Formen denkbar, alle wichtig in unterschiedlichen Lebensgängen; die ganz persönliche Beziehung zum Geheimnis, zu Gott, nicht zu vergessen; aber auch sexuelle Beziehungen, „voreheliche Beziehungen“ (es klingt nach Moraltheologie-Lehrbüchern!), homosexuelle und lesbische, oder auch „platonische“, wie man so sagt, was aber eine platte Verkürzung dessen ist, was Platon geschrieben hat; kameradschaftliche oder berufliche oder Interessenbeziehungen.

In unserem Zusammenhang geht es um Beziehungen, in denen wir *leben*, mit einem gewissen Verpflichtungsgrad und hoher Bedeutung für Selbstbild und Lebenskonzept. Die Reife eines Menschen, den Reichtum eines Lebens schätzen wir nach der Qualität der menschlichen Beziehungen ein, zu denen jemand fähig ist und die ihm oder ihr geschenkt werden, Glück oder Unglück eines Lebens hängen davon ab.

Es kennzeichnet freilich unsere Zeit, daß wir von erotischen Beziehungen mehr reden als von allen anderen; andere Kulturen haben die Freundschaft höher geschätzt. Selbst wenn wir die erotische Liebe zu hoch einschätzen – es ist unser kulturelles Schicksal, von dem wir uns nicht völlig distanzieren können. Auch wenn wir gegenüber dieser Überschätzung des Erotischen, gegenüber der Einengung des unendlichen Themas menschlicher Beziehungen auf die Liebesbeziehung kritisch bleiben, kann es sinnvoll sein, diese als Modell und Paradigma für Beziehungen überhaupt zu nehmen¹. Nicht nur, weil sie so allgemein und so dringend ersehnt sind, auch mit soviel sozialem Prestige belastet; vielmehr weil in Liebesbeziehungen entscheidende Fragen – „Wer bist du? Wer bin ich? Was ist der Sinn unseres Lebens?“ – radikal gestellt, in Lyrik und erzählender Literatur, in Dramen und Filmen breit diskutiert werden. Es sind Fragen, die auch anders artikuliert werden können; aber das Beispiel für uns sind eben Liebesbeziehungen – als ob sich in ihnen das Menschsein zuspitzte. Junge Menschen zu diesen Fragen zu befähigen, ist ein wichtiges Ziel von Pädagogik und Religionspädagogik, Erwachsenenbildung und Ehebegleitung.

Freilich werden wir dazu nicht die dogmatische oder kanonistische, medizinische oder psychologische normierende Sprache brauchen können, die aus irgendwelchen Wissens- oder Normvorstellungen sicher zu haben meint, was richtig ist. Die Sprache für Beziehungen wird der inneren Erfahrung nachhören und sie ermöglichen, also die Sinne einbeziehen, sensibel sein für die Sprache der Kinder, der Männer und der Frauen; sie wird das Ich zur Sprache bringen

¹ Vgl. dazu J. Pieper, Über die Liebe, München 1972, 140.

und das Du anrufen, aufrufen; sie wird nicht allein auf korrekte Inhalte sehen, sondern den Beziehungsaspekt² anzielen, also Kontakt fördern, Antwort hervorlocken. Sie wird, als Meta-Sprache, sich nicht zu weit von der primären Ebene des Erlebens entfernen, ihr jedenfalls nicht konträr laufen. Sie wird sich um ihre deutende Kompetenz bemühen, die Horizonte erschließt und aufreißt, die Hintergründe des Lebens benennt oder evoziert; kurz – sie wird den Weg des symbolischen Sprechens erproben, der tastender und suchender bleibt, freilich auch unbestimmter.

Will ich also dem unermeßlichen Thema des Beginns, des Endes und der Gestaltung von Lebensbeziehungen nahekommen, wähle ich den Weg, eine bestimmte Beziehungsform herauszugreifen und an ihr exemplarisch einige wichtige Züge hervorzuheben. Damit die Darstellung die Phantasie des Lesers anregt und seine Einfühlungskraft einbezieht, statt bei einer rationalen Diskussion zu bleiben, versuche ich, eine allgemein bekannte und gut zugängliche Geschichte zu skizzieren: das Buch Tobias (oder Tobit) der Bibel, genauer der Septuaginta und der von ihr abhängigen Vulgata; die Geschichte von Tobit und Hanna, von ihrem Sohn Tobias und von Sara, die seine Frau werden soll³. Zum Bibel-Text dazu gibt es die Bilder, von der Gotik bis weit über Rembrandt hinaus, in denen die Geschichte nachmeditiert werden kann. Vielleicht gelingt es, ein Stück Leben und Schicksal zu berühren, denn „alles wirkliche Leben ist Beziehung“ (M. Buber).

1. Von Beziehung zu Beziehung

Weit voneinander, in zwei Städten des Ostens, leben der junge Mann Tobias und das Mädchen Sara mit ihren Eltern, beide als einzige Kinder von den Eltern gehütet. Sie leben im Exil, die Umwelt ist fremd, feindlich fast; die Stadt, das sagenhafte Ninive, in der Tobias lebt, ist immer noch politisches Kraftfeld, das den einzelnen verschlingt, ur-

banes Ballungszentrum von alter Kultur und entwickelter Wirtschaft, mit einem Heer von Göttern und Göttinnen das Leben besetzend. Sara lebt in Ekbatana, der alten persischen Residenz, noch weiter und verlorener im Osten, als jüdisches Mädchen noch eingengerter. Beide sind in einem sozialen Feld, der Stadt, aufgehoben und eingebunden, das die näheren familiären Beziehungen unübersehbar einfärbt, mit seinen Bedingungen prägt. Es ist eine fremde Welt, sie wirft beide auf ihre Eltern zurück, verstärkt die Bindung zu ihnen. Aber die einen sind verarmt, können dem Sohn keine Zukunft bieten; die anderen werden mit all ihrer Liebe zum Gefängnis.

Die beiden jungen Menschen müssen die kindlichen Bindungen sprengen; sie können nicht in den Ur-Beziehungen zu den Eltern bleiben, sondern müssen eine neue menschliche Beziehung finden; sie können erwachsen werden, zu sich kommen, indem sie zueinander kommen.

Aber wie sollen sie zueinander finden, wo sie sich fremd sind, Tagesreisen voneinander getrennt? Die Entfernung ist vor allem eine innere: Von Sara wird berichtet, daß sie von einem „Dämon“ besessen ist, der ihr die Beziehung zu einem Mann unmöglich macht – er tötet die Bräutigame in der Hochzeitsnacht. Was ist ein „Dämon“? Leichter ist zu sagen, wie er wirkt: Er hindert das Mädchen, die zu sein, die sie ist: nämlich eine junge Frau, die heiraten und Kinder haben möchte. Es ist ihrem Willen entzogen wie etwas Fremdes in ihr, wie ein Zwang; etwa eine unbemerkte zu enge Bindung an den Vater, so daß sie jeden anderen Mann abwehren, bekämpfen, entmachten, impotent machen muß. Oder ist es eine uneingestandene Angst vor der sexuellen Begegnung, die sie unfrei macht, so daß sie tödlichen Abscheu empfindet vor dem, was sie doch ersehnt, und sich krampfhaft verteidigt? Jedenfalls macht sie der „Dämon“, die Verwicklung ihrer Seelenkräfte aus der Lebensgeschichte mit Vater und Mutter, die unheilvoll mit ihrer sozialen Lage zusammenspielt, so unglücklich, daß sie kurz vor dem Selbstmord steht und verzweifelt auf Befreiung hofft.

Tobias geht, als junger Mann, aktiver den schwierigen Weg aus der Kindheit heraus

² Vgl. P. Watzlawick u. a., *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*, Bern usw. 1974, 53–56.

³ Ich habe viel von E. Drewermanns Auslegung gelernt, in seinem Buch: *Voller Erbarmen rettet er uns. Die Tobit-Legende tiefenpsychologisch gedeutet*, mit Bildern von I. Neuhaus, Freiburg/Br. 1985.

auf eine „Partner-Beziehung“ zu. Die Geldsorgen seiner Familie bringen ihn auf den Weg: Der Vater schickt ihn auf die weite Reise in eine Stadt des Ostens, damit er Geld, das dort als Guthaben steht, holt und heimbringt; er findet einen wegekundigen Begleiter, läßt mit ihm die Stadt, das vertraute Netz von lockeren sozialen Verknüpfungen hinter sich, auch die Sicherheit bei Vater und Mutter. Er stellt sich den Anstrengungen und Gefahren des weiten Weges; sie bringen ihm auch sein Inneres, seine Kraft näher. Als sie eines Abends an den Tigris kommen, geht er ans Wasser, um zu baden. Da taucht ein großer Fisch auf, wie um ihn ins Wasser zu ziehen; der Begleiter ruft ihm zu, er solle zupacken und den Fisch herausziehen. Es gelingt, und der Begleiter weist ihn an, Herz und Leber herauszunehmen, es sei ein Mittel gegen böse Geister; die Galle des Fisches aber sei ein Heilmittel für kranke Augen, für den Vater also. Den Fisch selber braten sie am Lagerfeuer und essen ihn am Abend. Das Geschehen spielt nicht nur außen; der Fisch, altes Märchen- und Traumsymbol, kann das Erschreckende und Faszinierende bedeuten, das aus dem Unbewußten hochsteigt. Es ist vielleicht die neue Erfahrung des Sexuellen, mit der ein junger Mann sich auseinandersetzen muß. Läßt er sich schrecken, kommt er nicht weiter, wird zurück, wieder in den Schutz der Eltern getrieben, läßt er sich vom „Fisch“ verschlingen, wird das Begehren, das unstillbare, ihn „unter Wasser“ halten. Nur wenn er im rechten Augenblick zupackt und es wagt, kann er das bisher Fremde sich aneignen; es nährt ihn, wird ein Mittel zur Befreiung von falschen Bindungen, zur Heilung blinder Augen.

Vom Engel geführt

Er hat auf den Zuruf gehört, der von dem Begleiter kommt. Später wird Tobias wissen, daß es ein Engel war. „Man weiß nie vorher, wie ein Engel aussieht“, zitiert M. Buber ein Wort seiner Großmutter. Es ist das Erbarmen Gottes, das führt, wie es im Introitus der alten Brautmesse hieß: „Der sich der beiden Einzigen erbarmte“ (Tob 7, 15 Vulg.). Der Engel heißt Raphael, „Gott heilt“. Er heilt

„die große Wunde, den Menschen“⁴: die Wunde der Einsamkeit, die sich zwar nie ganz schließt, aber unerträglich und für junge Menschen fast tödlich sein kann; die Wunde des Zwiespalts von Triebnatur und Geist, die das sexuelle Begehren und die Begegnung von Mensch zu Mensch unheilvoll ineinander verwirren kann; die Wunde der Unsicherheit über die eigene Identität, wer ich bin, ob Kind der Eltern oder selbständiger Mensch.

Aber das „Erbarmen Gottes“ erreicht offenbar nicht alle, so daß sie „geheilt“ würden und aus innerem Zwiespalt, aus sozialen Verwicklungen in eine Beziehung hinein sich befreien könnten. Die verschlingenden Ungeheuer von damals, die verlockenden Götzen gibt es immer noch und neue dazu, auch „Dämonen“, und weder Priester noch Psychotherapeuten haben Macht über alle. Viele junge Menschen finden nicht aus sich heraus zu einer befreienden Verbindung; viele Beziehungen beginnen ungünstig, brauchen lange Umwege, erleiden Rückschläge und Stillstände oder brechen ab. Freilich sind die Lebensgeschichten schwer durchschaubar, auch die eigene für mich selber. So weiß ich oft nicht, wie mir „Heilung“ geschieht und auf welchen Umwegen; ein anderes Mal wieder mag der „Engel“ spürbarer sein, der mich zu einem anderen Menschen führt und mir eingibt, wie ich mich verhalten soll.

2. Gestaltung der Beziehung

Die Gestaltung einer Beziehung drücken die Märchen im Symbol der Mühen und zu bestehenden Gefahren oder Versuchungen vor der Hochzeit aus. In der Geschichte von Tobias und Sara geht es so: Der Begleiter, der „Engel“, erzählt Tobias von seiner entfernten Verwandten Sara und schlägt vor, bei ihren Eltern einzukehren und um das Mädchen zu werben. Er beschwichtigt die Angst des jungen Mannes und sagt ihm, was er tun müsse, um dem „Dämon“ nicht zu verfallen. Tobias führt alles richtig aus; der Heiratsvertrag wird geschlossen. Als er mit seiner jungen Frau ins Schlafzimmer geht, verbrennt

⁴ Aus der Liturgie der griechischen Kirche: K. Kirchhoff, Osterjubiläum der Ostkirche, I. Teil, Münster 1940, 63 (Idiomelon des Johannes Monachos).

er Herz und Leber des Fisches, vertreibt mit dem Rauch den bösen Geist und betet mit Sara, bevor sie sich schlafen legen. Am Morgen ist die Freude im Haus groß: der „Dämon“ ist entmachtet, Sara befreit, Tobias am Leben.

Die „Heilung“, durch den „Engel“ vermittelt, lag in einem Teilverzicht und Aufschub der Befriedigung. Es war entscheidend, daß der junge Mann sich nicht dem Trieb-Rausch überließ und nicht das Mädchen mit dem Fremden, Übermächtigen erschreckte, so daß sie sich hätte wehren müssen. Vielmehr war erfordert, daß er selber „bei sich“ war, voll „bei Sinnen“, nicht in der Gewalt des „Fisches“ aus dem Unbewußten. Nur so konnte er dem Mädchen den Schritt aus der Fesselung heraus zuspieren, daß es „bei sich“ sein durfte und so zu ihm kommen konnte. Es gelingt beiden, „bei sich“ zu sein, indem sie das Dritte, das Geheimnis anreden; indem sie zu Gott beten, öffnen sie den Horizont, der als geschlossene Zweierbeziehung zu eng, erstickend wäre. Es zerstört eine Beziehung, wenn sie kein Ziel außerhalb ihrer hat, seien es Kinder oder sonst eine gemeinsame Zukunft, sei es die absolute Zukunft, *der Kommende*.

Hochzeitslieder . . .

Bei der 14tägigen Hochzeitsfeier werden die überlieferten Lieder gesungen worden sein, darunter vielleicht diese beiden, die im Hohen Lied der Bibel stehen; das erste heißt (Hl 2, 15–17)⁵:

Fangt uns die Füchse, die kleinen Füchse!
Sie verwüsten die Weinberge,
wo unser Weinberg doch blüht!

Mein Geliebter ist mein und ich bin sein.
Er weidet in den Blumen.

Bis der Tag heranweht und die Schatten
fliehen,
komm, mein Geliebter,
tu's der Gazelle gleich, dem jungen Hirsch,
auf den geteilten Bergen!

Das Lied redet von den Gefahren und Störungen der Liebe, von den Schatten in der Idylle, innen und außen: Füchse oder Schakale, die den Boden aufwühlen und im Herbst die Trauben fressen. Ob es andere

⁵ Text nach H. Haag – K. Ellinger, „Wenn er mich doch küßte“. Das Hohe Lied der Liebe, mit Holzschnitten von R. Wyss, Tübingen (o. J.).

junge Männer sind, die den Weinberg, das Mädchen, plündern möchten, oder die mißgünstige Umgebung, die sich einmischt, oder Streit, Eifersucht, Untreue, Kränkungen: Wer könnte die „Füchse“ alle fangen und unschädlich machen? Vielleicht ist es wichtig, mit den Schatten zu leben; das eigene Unvollkommene darf leben, und auch die Schatten im Partner müssen nicht bis auf den Tod verfolgt werden.

Das kleine Lied hat acht auf die Füchse, nimmt sie aber nicht zu wichtig; wichtiger ist die Erfahrung der Liebe: „Du bist mein und ich bin dein“ – Geborgenheit und Sich-Hingeben; „in den Blumen weiden“ und „geteilte Berge“ (ist es ein sagenhaftes Duftland oder sind es die Brüste?): poetische Anspielungen, die in Direktheit und Verhüllung vieles offen lassen.

Das Hohe Lied lehrt uns, spielerisch von der Liebe zu reden, so wie Dichter und Verliebte reden, in dem ihnen eigenen Ernst. Das spielerische Reden muß nicht leichtfertig oder frivol sein; es ruft die Freiheit auf. Die Phantasie für Beziehungen, Auflockerung des Alltags-Trotts, ist heute wichtiger geworden, weil wir länger leben. Ohne das Spielerische und ohne Phantasie verholzen alle Arten von Beziehung, das Korrekte ist nur *eine* Dimension des Lebens.

Ein anderes kleines Lied (Hl 1, 7f) lautet so:

Sag mir, du, den ich so innig liebe:
Wo weidest du? Wo lagerst du am Mittag?
Warum soll man denken,
ich striche umher
bei den Herden deiner Gefährten?

Wenn du es nicht weißt, Schönste der
Frauen,
so folge den Spuren der Herden
und weide deine Zicklein,
wo die Hirten lagern!

Wie ein Spiel, ein Lied, um sich gegenseitig herauszufordern, eine Strophe hin, eine her. Die Frage klingt echt, das Mädchen sehnt sich nach ihm; die Antwort ist neckisch, fast abweisend. Einander suchen müssen, sich entziehen müssen – so kommt es in Träumen vor, wo die Angst des Alleinseins erlebt wird, trotz körperlicher Nähe: Wo bist du? Und es gibt keine schnelle, tröstende Antwort.

Getrenntsein, von außen erzwungen oder innen gespürt – die Seelen gehen oft andere Wege als ihre Körper. Es ist das alte Leiden

der Liebenden, da es ja eine volle Vereinigung nicht gibt, höchstens für Augenblicke. Den Schmerz kann man lange vergessen, wenn es gut geht; dann ist er auf einmal da, meldet sich vielleicht im Traum. Reagiere ich darauf mit hastigem Wegschauen, dem kindischen Versuch, ihn nicht zur Kenntnis zu nehmen, damit er nicht wahr sei? Oder spüre ich ihn, reagiere mit Ungeduld, schiebe die Schuld daran dem Partner zu, werde eifersüchtig, bestrafe ihn oder sie für unser Getrenntsein, etwa mit Auseinandergehen? Viele fürchten den Schmerz des Getrenntseins, betäuben ihn mit Alkohol oder Arbeit oder mit Liebesaffären; so vermeiden sie die Frage „Wo bist du?“. Andere täuschen sich und meinen, sie wüßten genau, wo die Frau, der Mann steht, sie kennten sich gut genug, zu gut; nacheinander fragen sei überflüssig.

Aber wie dem Immer-Gleich der Alltags-Routine die Energie abringen und die Zeit, die es kostet, nacheinander zu fragen oder „den Spuren“ zu folgen? Man wird ja älter, und alles geht seinen Gang.

Freilich, jener Gang, den es von selber geht, führt abwärts. Der Schmerz des Getrenntseins hält wach, „treibt zum Widerstand gegen den letzten Feind“ (1 Kor 15, 26). Kein Mensch kann dem andern das Weh völlig „heilen“, das Herz bleibt unruhig... Die Liebe zwischen Menschen ist nicht die Erlösung; das will ertragen sein. Eros ist für uns Christen kein Gott, die erotisch-sexuelle Liebe braucht nicht dämonisiert zu werden; aber das Mythologisiert-Werden überlastet und verkrampft sie, die zu hohe Erwartung schadet. Die Erfahrung des Getrenntseins läßt uns weiter ins Unendliche fragen und suchen.

3. Das Ende von Beziehungen

Beziehungen unter Menschen bleiben nicht so, wie sie begonnen haben; sie stehen unter dem Gesetz der Verwandlung, weil sie sich in der Lebenszeit von zwei Menschen bewegen. Sie haben an der Dynamik der individuellen Leben teil und entwickeln ihre eigene Beziehungs-Dynamik. Lebensbeziehungen verwandeln sich manchmal aus freundlichen in Haß und Feindschaft, oder sie versanden in Gleichgültigkeit; sie verlaufen oft unterirdisch, mit Augen nicht mehr wahr-

nehmbar, wohl aber im Gedächtnis präsent als Schmerz, als Frage, als Vorwurf an mich selbst oder an den anderen, als schöne Erinnerung. Oder sie lassen sich umschmelzen, so daß eine Verliebtheit zur Liebe wird, eine Jugendfreundschaft zur belastbaren erwachsenen Beziehung, eine Ehe zum auch Distanzen ertragenden Miteinandergehen. Der Tod eines der Beziehungspartner ist ein unwiderrufliches Ende, das eine Beziehungsgestalt zerbricht; er zwingt den Überlebenden zu langen, schmerzhaften Umstellungen und Suchbewegungen, bis wieder ein Gleichgewicht möglich ist; bis der tote Partner in das eigene Leben aufgenommen ist.

Die Tobit-Geschichte führt in das Ende von Beziehungen ein; das Ende muß nicht Verzweiflung sein, es gibt das Symbol des „Boten“, des „Engels“, der das Geheimnis der Heilung weiß.

a) Das frühe Ende einer Beziehung

Eine Liebesbeziehung kann auch bald nach dem Beginn schon am Ende sein; die Geschichte von Tobias und Sara deutet es an mit der kritischen Hochzeitsnacht und mit dem Schicksal der sieben toten Bräutigame, wie es im Märchenstil heißt. Oft genug kommt es zwischen Mann und Frau vor, daß das „Thema“ verfehlt wird; etwa daß sexuelle Gier oder sexuelle Gewohnheiten und Vorurteile verwechselt werden mit der Begegnung von Mensch zu Mensch, die allein befreien und das Herz ruhig machen kann. Wird aber die Begegnung von innen zu innen nicht lebendig, stirbt auch das Sexuelle und viel vom Leben des Gefühls mit ihm.

Angst verführt viele zum Zusperrern, um sich abzusichern, körperlich oder seelisch, und würgt viel Eigenes und viel von der Lebendigkeit des Partners ab, schnürt das Miteinander ein, bis keiner mehr atmen kann. Und doch würde nur das Aufmachen das vollere Leben bringen: die verkrampfte Faust zur empfindsamen Hand öffnen, die berühren und empfangen kann.

Viele Paare verwechseln den Genuß der Macht, das Beherrschen-Wollen und das Kämpfen darum, wer der Stärkere ist, mit dem Spiel der Liebe. Sie verändern damit die Beziehung in etwas unendlich Anstrengendes, Kräfte-Zehrendes, ja Tödliches. Keiner

kann in dem Kampf um die Macht gewinnen, denn der „Sieger“ hat, bevor er es begreift, schon verloren. Aber viele lernen das Macht-Ausspielen früh und verlassen sich zu sehr darauf, verleitet auch von den Mechanismen des Berufs und des öffentlichen Lebens. Machtverzicht, Gewaltlosigkeit als Prinzip, mit anderen Umgangsformen als Drohen und Unterwerfen, setzt sich nicht leicht durch – die Angst steht dagegen⁶.

Andere wieder halten die Enttäuschung nicht aus, das Aufeinanderwarten, das Verzichten, die Grenzen, an die wir Menschen schnell stoßen. Sie wünschen sich das Paradies und scheitern an der Realität – das Paradies, mit dem die Reklamen zum Kaufen und Konsumieren locken; es ist die Betörung, einlullend und betäubend, aus Walkmen, Radios, Fernsehen und Videos.

So brechen Liebes- und andere Beziehungen oft ab, kaum daß sie sich entfalten konnten, scheitern an Mißtrauen oder Neid, an Eifersucht oder an der Machtbesessenheit, an Gier oder einfach an Mißverständnissen. Aber, wie in manchen Spielen, kommt die Reihe zum Würfeln wieder an mich: die Chance eines neuen Versuchs wird mir zugespielt, ich darf zugreifen. Der Anfang ist mächtiger als das Ende.

b) Von der Heilung einer erstarrten Beziehung

Von der jungen Liebe erzählen viele Geschichten; von einer alten Ehe liest man seltener. Die Tobit-Legende spiegelt das junge Paar in der Geschichte der Eltern. Tobit, sehr gesetzestreu und vorbildlich fromm, ist deswegen als junger Mann schon isoliert; er heiratet Hanna, sie bekommen den Sohn Tobias, müssen ins Exil nach Ninive. Er wird wohlhabend und verliert wieder alles, weil er, im Widerstand gegen die Staatsgewalt, dabei bleibt, die Toten seines Volkes zu begraben, die zur politischen Strafe liegen gelassen werden. Er wird blind, verarmt ist er schon – und nun zeigt sich, daß er sich bei aller Frömmigkeit irgendwie verrannt hat. Im Festhalten an seinen guten Grundsätzen ist er starr geworden, freudlos vor lauter

⁶ Zu dem sehr wichtigen Macht-Motiv vgl. in meinem Buch „Ehe. Einander lieben – einander lassen“ (Kösel Verlag, München 1986) besonders das Kapitel „Macht-Spiele“ (79ff).

Pflichterfüllung. Anlässlich einer kleinen Episode wird ein recht typischer Ehestreit erzählt, bei dem er „rot vor Zorn“ wird; seine Frau bleibt ihm die Erwidernung nicht schuldig – es ist offensichtlich, wie weit sie sich voneinander entfernt haben. Ihre Beziehung ist ausgehöhlt von den Jahren, von der Härte des Lebens, vielleicht auch von den Prinzipien der Religion. Armut, Blindheit, Kälte der Entfremdung: die inneren Verwüstungen, die sich Menschen im Zusammenleben antun; alle die verschluckten Aggressionen und nicht verziehenen Verletzungen; die Enttäuschungen aneinander, die mitgebrachten und niemals hergegebenen Illusionen. Aber noch sind die beiden nicht bankrott, noch ist Kapital da; noch ist etwas Frisches, Lebendiges im Haus. Der Alte erinnert sich eines Guthabens bei einem Geschäftsfreund im Osten und beschließt, den Sohn danach auszuschicken. Ihn herzugeben bezahlt die Mutter mit einer Depression; an ihr wird offenbar, was es kostet, loszulassen und freizugeben. Damit ist der Tiefpunkt dieser Ehe erreicht, der auch der Wendepunkt ist: der Sohn kommt zurück, er ist erwachsen geworden, hat sich seine Frau gewonnen. Es ist, wie wenn das Leben zurückgekehrt wäre oder neu ansetzte; das erstarrte Leben der Eltern findet in der Befreiung der Tochter, in der Kraft des Sohnes noch einmal zu sich. Das Vermögen, fast vergessen, ist zur Verfügung; die Blindheit wird aufgehoben: „Gott heilt“ – dieses Mal so, glücklich, märchenhaft. Zu der verwegenen Hoffnung auf eine solche Heilung einer alten erstarrten Beziehung, zu der dafür nötigen „Seelenarbeit“ macht uns der Glaube Mut, der in der Tobit-Geschichte bezeugt ist.

c) Die Grenze des Todes

Andere Beziehungen von Frau und Mann stoßen an die harte Grenze des Todes. Ein Lebensfaden wird zerschritten, damit das (kirchen-)rechtliche Band der Ehe – aber die innere Bindung, die, breit gewebt, Leben mit Leben verflochten hatte? Wenn die Verankerung des einen am andern Partner, der tot ist, nicht mehr hält, wird eine umfassende Neuorientierung nötig.

Das Überleben, fast ebenso zu fürchten wie das eigene Sterben, wird erst als Gefühllo-

sigkeit spürbar, dann oft wie Wut auf den, der gegangen ist und den anderen verlassen hat; viele empfinden es wie Schuld, mit Trauer, die viele Gesichter hat. Trauern, ein seelischer Prozeß, schmerzhaft und verwirrend, lehrt, den Verstorbenen loszulassen und freizugeben; es kostet viel eigenes Leben, wenn es schlecht gelingt oder gar nicht. Kommt das Trauern zu seinem Ziel, so bedeutet es eine Art Heilung: die Wunde des Verlustes, nie wirklich zu schließen, wird das Leben verwandelt haben. Ich lebe weiter, bin aber ein anderer geworden und lebe anders, habe noch einmal Zeit geschenkt bekommen. Mein Leben übergreift die Beziehungen alle, in denen ich gelebt habe. Wie wenn eine endgültige Beziehung auf mich wartete, nachdem mir alle zwischenmenschlichen genommen sind.

Der Tod ist in unseren Beziehungen da, so wie das Leben; er tickt als Zeit an unseren Handgelenken, er pulst als Herzschlag im Innersten und will eine Antwort. Die Zeit läuft durch uns hindurch, verändert uns, ob wir wollen oder nicht. Wir hoffen auf Treue, die durch die Entstellungen an Körper und Seele hindurchsieht. Wir versuchen, treu zu sein, damit wir nicht einfach auseinanderdriften wie Stücke Treibholz im Meer. Wir leisten dem Tod Widerstand, auch wo er als Zeit kommt, schleichend, unaufhörlich das Leben aushöhlend.

„Gott heilt“; Glauben heißt, aus dem Vertrauen leben, daß er stärker ist als der Tod.

d) Ende der Beziehung durch Scheidung

Viele Beziehungen enden heute in Trennung oder Scheidung; es ist fast ein Schicksal unserer Zivilisation geworden, mit weit verzweigten Ursachen, inneren wie äußeren, sozialen oder wirtschaftlichen. Trennung und Scheidung tun weh wie der Tod, mindestens einem der Partner. Zum Trauern, in das jeder Verlust einen hineinwirft, kommt die persönliche Kränkung, die Verletzung des Zurückgewiesenwerdens. Auch die Trennung hat viele Gesichter: Viele Paare entwickeln sich auseinander bis dahin, daß sie sich nicht mehr verstehen; andere entdecken im Verlauf von Jahren, daß sie zu verschieden sind und ihre verschiedenen Ziele nicht mehr vereinbaren können, auch nicht

mit weitgehenden Kompromissen; wieder andere sind an nicht verarbeiteten Verletzungen so bitter geworden, daß es über die Kraft geht. Wer wollte urteilen, gar verurteilen? Genug, wenn jemand zur Genesung helfen oder Wunden verbinden kann. Nicht zu glauben, daß Gott auch hier „heilen“ kann, hieße, nicht an ihn glauben. Freilich gehört es zu der Schwere der Verletzung dazu, daß viele im Augenblick der Trennung meinen, es wäre alles aus, und sie könnten nicht mehr leben – gleich ob es Ehepartner, Mutter und Sohn, homosexuelle oder lesbische Paare oder Freunde und Freundinnen betrifft. Andere werden für sie, mit ihnen an die „Heilung“ glauben, auch wenn sie lange dauert und verwickelte Umwege braucht; auch wenn sie grausam wirkt, so wie nach einem Brand ein Haus völlig eingerissen wird, bevor man neu aufbauen kann. Die „Heilung“ wird, wie bei aller Trauer oder bei Schuld, in einer Verwandlung des Lebens bestehen.

Auch in einer Trennung werden viele an einer zerbrochenen Beziehung festhalten, werden die Treue so verstehen, daß sie jedenfalls nicht vergessen wollen und sich weiter dem Partner verpflichtet fühlen; aber sie werden sich, bei aller Verbundenheit, ins Freigeben und Loslassen einüben. Andere können nicht in einer so festgehaltenen Bindung leben und nicht allein bleiben; es ist ihnen zu wünschen, daß sie nicht ihre Freiheit im Vergessen und Verdrängen suchen – es müßte sich rächen. Freiwerden gibt es nur in der Arbeit an der Erinnerung, in der ehrlichen Auseinandersetzung mit dem Partner, mit dem Geschick, mit der eigenen Schuld. Früher nannte man diesen Prozeß „Buße“.

Beziehungsgeschichten, Lebensgeschichten

Die Tobit-Geschichte beginnt mit Ninive, der großen Stadt; haben wir über den individuellen und Beziehungsschicksalen die sozialen Bedingungen vergessen? Private Beziehungen, ob erotische oder Freundschaften, sind heute der Gegenpol des Öffentlichen, Politisch-Ökonomischen, als ob dessen Kälte eine Belebung, oft auch Überhitzung der Nähe erzwänge. Das mag gefährlich sein; doch bleibt es dabei, daß wir gewisse Erfahrungen allein und zu zweit machen, auf dem

Wege, an den Flüssen, die quer verlaufen und Halt gebieten oder schwierige Überfahrt erfordern, in Engpässen des Lebenslaufs, wo es nicht mehr weitergeht. Es scheint, daß in solchen, oft verzweifelten Situationen des Weggehens und Alleinseins sich Beziehungen umformen, auflösen, neue geknüpft werden. Wie wenn das Netz von sozialen Bindungen lockerer würde, so daß das Ich freier wird für neue Konstellationen – oder auch dafür, die alten Verbindungen anders anzupacken, sie damit zu beleben. Auch um die wirklichen personalen Verpflichtungen zu erkennen und dazu zu stehen, oder um infantile Ängste zu durchschauen, braucht es offenbar die Vereinzelung. Wir stellen sie nicht einfach her, wir werden in sie hineingeführt.

Wir leben nie außerhalb menschlicher Beziehungen; aber sie erscheinen relativer, vergänglicher als das Leben selber, das zuerst doch eine individuelle Aufgabe ist. Das persönliche Leben, das in allen Beziehungen durchscheint (von der zu den Eltern, über Freundschaften hin zu einer Ehe möglicherweise, aus ihr vielleicht wieder zu lockeren Bindungen oder zu völlig transformierten), verwirklicht sich in ihnen und geht in keiner ganz auf. In der Geschichte meiner Lebensbeziehungen spiegelt sich das individuelle Leben selber in seiner Bedürftigkeit, in seiner Sehnsucht nach dem Endgültigen. Die Beziehungsgeschichten werden bunter, instabiler, je mehr eine Gesellschaft in Bewegung gerät; zugleich nimmt das Verlangen nach Liebe und Bindung zu. Wir suchen eine neue Kompetenz des Umgehens mit Lebens- und Beziehungsgeschichten; starre Normen verletzen; Geduld ist eine Haltung, von der das Neue Testament viel redet.

Otto F. ter Reegen

Geschiedene in der Kälte stehenlassen?

Der Autor, der als Offizial der Erzdiözese Utrecht und zweier anderer Diözesen aufgrund zahlreicher Nichtigkeitsprozesse besonders reiche Erfahrung im Umgang mit Geschiede-

nen und mit Scheidung hat, hält im folgenden Beitrag ein Plädoyer für die Geschiedenen und für einen wirklich christlichen, am Beispiel Jesu orientierten Umgang mit ihnen. Daß seine Aussagen, die Ehescheidung sei eine mutige Tat, sie könne eine Tat der Treue sein, und der Partner könne im Gewissen dazu verpflichtet sein, bei der Veröffentlichung des Textes in den Niederlanden Aufsehen und von bestimmten Seiten heftige Kritik hervorgerufen haben, ist verständlich. Wenn die Kirche aber allen Menschen, und so auch den geschiedenen (oder den in Scheidung lebenden) Menschen, beistehen will, muß sie sie und ihre Entscheidungen zuallererst ernst nehmen. Nur so kann dann auch eine Begleitung im Trauerprozeß und bei einem Neuanfang angenommen werden. red

1. Betrachtungen zur Ehescheidung

Es wird kaum jemand bestreiten, daß die Ehescheidung in unserer Gesellschaft eine harte Wirklichkeit ist. Sie ist eine Erscheinung, die überall auftreten kann; keine Familie ist im voraus davor sicher. Scheidung verursacht Schmerzen, bringt Kummer und Verdruß und verwundet Menschen tief in ihren Herzen. Die Scheidung macht auch nicht Halt vor den Türen von Kirchen und Glaubensgemeinschaften; die Mehrzahl der Geschiedenen sind ihre Mitglieder.

Scheidung ist ein Zeichen der Gebrochenheit des Menschen, der nicht imstande ist, das dem andern gegebene Wort zu halten und die gegenseitigen Lebens- und Liebesbeziehungen zu vertiefen. In dieser Gebrochenheit spiegelt sich auch die Gebrochenheit der Kirche, die noch nicht zur vollen und reinen Brautschaft mit dem Bräutigam der Kirche gelangt ist, wider.

Die Scheidung hat deshalb sowohl mit der Gesellschaft als auch mit der Kirche zu tun. Jede Ehescheidung ist eigentlich ein Schlag gegen jede Art von Gemeinschaft. Es geht um Menschen, die in dieser Gesellschaft leben, ringen und leiden und Glieder dieser Kirche oder Glaubensgemeinschaft sind. Gesellschaft und Kirche dürfen deshalb die Scheidung nicht bloß mit Besorgnis betrachten; vielmehr haben sie zu überlegen, was sie tun können.